

## The Sun King's Atlantic

Jutta Wimpler, *The Sun King's Atlantic. Drugs, Demons and Dyestuffs in the Atlantic World, 1640–1730 (The Atlantic World; Bd. 33), Leiden/Boston (Brill) 2017, 229 S., 9 Abb., 80,00 €*

Die Studie bietet einen kondensierten Einstieg in die französische Überseehandelspolitik zur Zeit des Sonnenkönigs, die sich im Wesentlichen auf die sogenannte *Atlantic World* erstreckte. Sie bietet eine profunde Auswertung bereits vorliegender Forschungsliteratur zu den unterschiedlichsten Gütern, Produkten (unter anderem Elfenbein, Hölzer, Pelze, Indigo, Baumwolle, Zucker) sowie *concepts* (Heilkunde, Religion) und formuliert, wie weiter unten ausgeführt wird, einige Thesen zum Re-Writing der Expansions- und Kolonialgeschichte aus der in der deutsch- und englischsprachigen Forschung weitgehend unterbelichteten französischen Perspektive. Mit ihrem Interesse an Materialien (Objekte, Stoffe, Farben und Nahrungsmittel) und Konzepten nimmt die Autorin neuere historiografische Trends in der Erforschung von materiellen Kulturen und *travelling concepts* auf. Allerdings geht das mit dem erklärten Verzicht auf eine akteurszentrierte Perspektive einher, wie sie derzeit vor allem in der US-amerikanischen Geschichtswissenschaft diskutiert wird (Walter Johnson, Dilip Gaonkar). Ihre Protagonisten, so die Autorin, seien »things and concepts, that go beyond the individual recipient or author«. Diese Engführung erweist sich als problematisch; am deutlichsten erkennbar an dem verallgemeinernden Gebrauch der kollektivierenden Begriffe »the French«, »the Europeans«, »the Africans« und so weiter.

Das Buch wird zudem überschattet von einem in der Einleitung benannten methodischen Grundproblem. Den Ausgangspunkt für Wimplers Untersuchung nämlich bilden Importlisten dreier französischer Häfen (Bordeaux, Marseille, La Rochelle),

in denen die Importe an die königlichen Regierungsbeamten gemeldet werden sollten, um die steuerlichen Abgaben zu ermitteln. Diese Listen weisen Wimpler zufolge größere Überlieferungslücken auf, sie fingierten geringere Importe und ließen manche der importierten Güter aus, um die Steuerabgaben gering zu halten und den lukrativen grauen und schwarzen Handel nicht zu gefährden. In Forschungen zu niederländischen und britischen Handelskompanien (Oscar Gelderblom, Meha Priyadarshini) wird von einem Schwarzmarktanteil am Gesamthandelsvolumen von ca. 70 Prozent der Schiffsladungen ausgegangen. Mit dieser Quellengrundlage verbindet sich also ein methodisches und inhaltliches Dilemma. Denn die Quellen, die Wimpler verwendet, bilden Realität nicht ab, sondern konstruieren eine, mit der die ökonomisch bedeutenden Handelsaktivitäten des informellen Marktes verdeckt und gedeckt werden sollten. Dennoch stützt sich Wimpler, die dieses Dilemma selbst expliziert, in objektivierender Weise (Diagramme, statistische Auswertungen) auf diese Listen als zentrale Quelle, um die französischen Importe und damit das Kauf- und Konsumverhalten französischer Männer und Frauen, zudem fast ohne soziale Differenzierung, nachzuvollziehen. Somit wird eine Ist-Realität behauptet, die auf Quellen beruht, deren Absicht es war, eben diese Realität zu verschleiern.

Auf der Grundlage dieser Listen folgt die Autorin in sechs Kapiteln einigen Produkten in ihre außereuropäischen Herkunftsgebiete. Dabei sind entsprechend der französischen kolonialen Aktivitäten im Untersuchungszeitraum vor allem die westafrikanische Küste sowie die karibischen Kolonien (Guadeloupe, Martinique, Saint Domingue, Cayenne) zu nennen. Wimpler verfolgt dabei den Anspruch, bestehende Narrative zu hinterfragen und gegebenenfalls umzuschreiben. Dazu gehört unter anderem die Vorstellung, der französische Handel habe vor 1730 vor allem auf Zucker und Sklaven beruht. Indigo war (verbunden mit einer

*color revolution*), so ihre These, das bislang unberücksichtigte dritte wichtige Produkt in dieser Reihe französischer Importgüter aus den karibischen Kolonien. Diese »Korrektur« erstaunt in Anbetracht auch der zitierten Forschung, die sowohl mit der Vorstellung einer *color revolution* aufgeräumt als auch längst die Bedeutung des Indigo für die *West Indies* seit den 1620er Jahren diskutiert hat.

In einem weiteren Strang argumentiert Wimpler dahingehend, die Expansion Frankreichs (oft synonym verwendet mit Europa) als Einfallstor für außereuropäische Wissensbestände zu verstehen, wobei sie sich insbesondere auf heilkundliche und medizinische Aspekte fokussiert. Französische Gelehrte, Reisende oder Plantagenbesitzer seien durchaus an dem interessiert gewesen, was Sklavinnen und Sklaven wussten, um zu heilen, denn oft litten sie an denselben Erkrankungen. Aber: »neither Caribs nor African slaves liked to give away medical knowledge, which often frustrated Europeans profoundly«. Hier offenbart sich eine das gesamte Buch durchziehende Aufrechnung, die die fundamentale Bedeutung von Sklavenarbeit und damit Gewalt zwar benennt, aber nicht analytisch fruchtbar macht. Anderenfalls wären Denkbausteine wie: »The Africans' relative immunity to major killers like malaria and later on yellow fever may have reinforced the demand for African slave labor amongst planters« kaum vorstellbar.

Interessant ist die Verbindung, die sich zur Körpergeschichte herstellen lässt: Der Körper selbst, so suggeriert es der Titel des Kapitels *Body Matters*, wird zum Erprobungsfeld neuer, zum Teil unbekannter Substanzen. In der geringen Scheu französischer Männer und Frauen, sich diese Mittel anzueignen und somit auch Praktiken aus anderen kulturellen Kontexten zu übernehmen, deuten sich spannende körpergeschichtliche Bezüge an. Das Eigene erscheint dem Fremden gegenüber aufgeschlossen.

Eine dritte Argumentationslinie befasst sich mit dem Umstand, dass das französi-

sche Engagement im Atlantik für die Krone nur die zweitbeste Lösung war, nachdem es nicht gelungen war, sich in Asien so umfassend wie angestrebt zu verstetigen. Daraus resultierte, so Wimpler in Anlehnung an bisherige Forschungen, eine erstaunliche Leerstelle im weiterhin auf Asien fixierten französischen Kolonialdiskurs, in welchem eben diese atlantische Welt nicht vertreten war. Sie plädiert nun dafür, diese Leerstelle auch mit einem fehlenden kritischen Impuls in Bezug auf Sklaverei zu erklären. Diese, so Wimpler, hätte vor den 1720er Jahren in der französischen Kolonialrealität nur eine geringe Rolle gespielt, weshalb sie auch im Diskurs nicht abgebildet wurde beziehungsweise werden konnte [sic!]. Hier zeigt sich die epistemologische Limitiertheit einer Herangehensweise, die ignoriert, dass die frühneuzeitliche europäische Expansionspolitik weder national verfasst noch einheitlich europäisch war. Selbstverständlich waren französische Akteure auch vor – großzügig formuliert – 1700 in beträchtlichem Ausmaß an Versklavung und Sklavenhandel beteiligt, wie Wimpler selbst zu Beginn ihrer Studie in einem aufschlussreichen Abschnitt zur Bedeutung der *Luso-Africans*, Kindern aus Beziehungen portugiesischer Männer und senegambischer Frauen aus dem 16. und 17. Jahrhundert, für den französischen Handel mit westafrikanischen Händlern und Gütern (unter anderem Elfenbein, Ebenholz, Leder) sowie Menschen einräumt. Wirklich schwierig allerdings erscheinen der Rezensentin Passagen zu Darstellungstraditionen von »Afrikanern und Indianern« an französischen Bühnen. Wenn etwa formuliert wird, dass es sich bei den vielen auf den Bühnen dargestellten »Africans and Indians« »not really« um solche handelte, dann wird damit explizit das Bild »wirklicher« »Afrikaner und Indianer« evoziert – mithin Vorstellungen, denen durchaus die naive, gar gefährlich naive Fortschreibung potentiell rassifizierender Stereotype vorgeworfen werden kann.

Im Grunde lautet der Befund: Expansion war nicht einseitig gerichtet, auch die fran-

zösische nicht. Es gab mit der Etablierung Frankreichs im atlantischen Raum Rückwirkungen materieller, sensueller, medizinischer und religiöser Art. Das ist ein Befund, der im Lichte amerikanischer, britischer, niederländischer Forschungen zur Bedeutung der frühneuzeitlichen Expansion und Re-Organisation von Zentrum und Peripherie (Ann Lara Stoler / Frederick Cooper) nicht überraschen kann und auch in der französischen Forschung durchaus präsent ist, wie die Auswertung der französischen Literatur verdeutlicht. Am interessantesten sind die Passagen, in denen Wimmeler den Händlern anhand einiger archivalischer Quellen, etwa aus dem Bestand *Fonds Colonies* der *Archives Nationales d'Outre-Mer*, nach Sénegambia folgt und lokale Interaktionen nachzeichnen kann. Der Verzicht auf akteurszentrierte Analysen erscheint hier umso schmerzlicher, denn eine solche Perspektive würde eine zentrale Analyseebene, eben die der lokalen Interaktion, aktivieren.

CLAUDIA JARZEBOWSKI (BERLIN)

## Kinderstube des Kapitalismus?

*Sandra Maß, Kinderstube des Kapitalismus? Monetäre Erziehung im 18. und 19. Jahrhundert (Veröffentlichungen des Deutschen Historischen Instituts London; Bd. 75), Berlin/Boston (de Gruyter) 2018, 321 S., 16 Abb., 59,95 €*

»Haste mal 'nen Euro?« Richtet sich dieser Evergreen städtischen Nahverkehrs an Eltern in Begleitung von Kindern, eröffnet sich nicht selten ein aufschlussreicher Einblick in heutige Erziehungsideale zum Thema Geld, die – mal im Brustton der Überzeugung, mal peinlich berührt – der Nachkommenschaft vermittelt werden. Von Fleiß und Sparsamkeit ist da die Rede, aber auch von Mildtätigkeit, Eigenverantwortung sowie den Unterschieden zwischen unverschuldeter und vermeintlich selbstverschuldeter Bedürftigkeit. Welches Wissen über Geld und Öko-

nomie wird durch solche Alltagspraxen in der Kindserziehung vermittelt und welchen Stellenwert hat dieser Aspekt der Erziehung für ein historisch gewachsenes Gesellschaftssystem, in dem Geld, wie Marx es nannte, nicht nur Mittel zur Schatzbildung und zum Äquivalenten-Tausch darstellt, sondern eben auch ein soziales Verhältnis abbildet?

Diesen Fragen widmet sich Sandra Maß in ihrer Studie für die Zeit vom frühen 18. bis zum ausgehenden 19. Jahrhundert. Dazu wertete sie eine Vielzahl von Quellentypen aus, die von gedruckten Quellen wie Schulbüchern, Kinderzeitschriften oder Elternratgebern bis hin zu Spielzeug und Spardosen reichen. Der geographische Fokus liegt auf England und den deutschen Staaten, wobei gelegentlich auch Quellen anderer (west)europäischer Länder und der USA mit einbezogen werden. Methodisch geht Maß dabei äußerst pragmatisch vor. Ihre Arbeit vergleicht, wo Unterschiede in den Blick genommen werden sollen, und sie erforscht Transfers, wo Überschneidungen und Einflussnahmen im Vordergrund stehen. Angelehnt an wirtschafts- und sozialhistorische Arbeiten etwa von Beverly Lemire und Gerhard A. Ritter geht Maß dabei davon aus, dass sich Diskurse und Erziehungsideale zum Thema Geld trotz nationaler Unterschiede letztlich in einem transnationalen, westeuropäischen Raum vollzogen haben, in dem Ähnlichkeiten und gegenseitige Beeinflussung klar überwogen. Diese Grundannahme zieht sich durch die gesamte Studie, etwa wenn Maß nachzeichnet, wie Erziehungsansätze in der entstehenden Pädagogik mühelos Grenzen überwandern.

Im ersten von insgesamt vier Teilen argumentiert Maß, dass im Laufe des 18. Jahrhunderts zunehmend nicht mehr Geld an sich, sondern der individuelle Umgang mit Geld als potenziell gefährlich und damit regelungsbedürftig angesehen wurde. Mit dieser allmählichen Akzentverschiebung rückte auch die Erziehung von Kindern im rationalen Geldgebrauch in den Fokus pädagogischer Debatten. Pädagogen sprachen

sich nun dafür aus, Kindern bereits in jungen Jahren Respekt gegenüber Eigentum zu lehren, womit eine grundbürgerliche Tugend und ein klassenspezifisches Distinktionsmittel gleichermaßen beschrieben sind. Im folgenden zweiten Teil weist Maß nach, dass durchaus nationale Unterschiede in der Popularisierung ökonomischen Wissens bestanden. So waren Versuche der Verankerung der Politischen Ökonomie in den Schulen und Schulbüchern Englands weit aus verbreiteter als in den deutschen Staaten. Maß führt dies darauf zurück, dass gerade im Preußen des frühen 19. Jahrhunderts ein neuhumanistisches Bildungsideal Ansätzen entgegen stand, die eine primär nutzenorientierte Wissensvermittlung anstrebten. Letztendlich, so Maß, trugen aber gerade die zahlreichen Übersetzungen populärer Literatur dazu bei, dass sich wirtschaftliche Themen auch in deutscher Schulbildung wiederfanden. Nur sehr zögerlich wichen dabei Erziehungsempfehlungen, die einen richtigen Umgang mit Geld um der Affektzügelung willen predigten, solchen Anleitungen und Ratschlägen, die das frühe Erlernen rationalen Geldgebrauchs im Hinblick auf zukünftige Nützlichkeitsabwägungen hin propagierten – ohne dass der Begriff der »Interessen« den der »Leidenschaften« völlig verdrängte. Denn allen utilitaristischen Erwägungen zum Trotz galt auch weiterhin die zu vermittelnde Maxime, dass Geld allein nicht glücklich mache.

Der dritte Teil wendet den Blick auf Geld in Kinderhänden. Die Kinder- und Jugendliteratur in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts verstand die Gabe von Taschengeld als Mittel zum Erlernen klassen- und geschlechtskonformen Verhaltens – was in erster Linie Sparen, mildtätige Gaben sowie die eine oder andere vorausschauende Ausgabe bedeutete. Letzteres wurde im Laufe des Jahrhunderts auch vermehrt auf spielerische Weise, etwa durch Kaufläden und Spielgeld, eingeübt, wobei aber gerade der Konsum in der pädagogischen Literatur stets auch als moralische Gefahr präsent war.

Im vierten und letzten Teil argumentiert Maß, dass das Sparen gegen Ende des Jahrhunderts zunehmend politisiert wurde. Anhand von Erziehungsratgebern und Debatten um die Einführung von Schulsparbüchern zeichnet die Autorin nach, dass Sparen nicht mehr nur das häusliche Glück mehren, sondern Volkswirtschaften allgemein stärken, politischer Instabilität vorbeugen und selbstbestimmte Bürger – und mehr und mehr auch Bürgerinnen – hervorbringen sollte. Wie an zahlreichen anderen Stellen ihrer Studie arbeitet Maß auch hier die geschlechterspezifischen Unterschiede in Erziehungsfragen überzeugend heraus. So verweist sie auf sich mehrende Stimmen, denen zufolge Mädchen den richtigen Umgang mit Geld nicht mehr nur hinsichtlich ihrer späteren Rolle als strenge Hüterin des privaten Haushaltsbudgets erlernen sollten. Vielmehr galt es von nun an auch Mädchen zu selbstständigem Handeln außerhalb des Hauses anzuleiten – auch wenn dieser Schulung zur Autonomie der, wie Maß es ausdrückt, »Pathos der Befreiungsrhetorik« fehlte, der die männliche Sparsamkeitserziehung prägte. Damit hielt zunächst noch zögerlich eine kapitalistische Semantik Einzug in die Kindserziehung. So kamen nun erste Forderungen auf, dass bereits Kinder zur Sparsamkeit erzogen werden müssten, um so den Wert einer auf die Zukunft gerichteten Investition zu erlernen.

In der Herausarbeitung dieser zeitlichen Dimension liegt eine wesentliche Stärke des Buches. Im Laufe der hier untersuchten zwei Jahrhunderte setzte sich die Vorstellung durch, dass Kinder, die stets auf das hier und jetzt und die sofortige Bedürfnisbefriedigung fokussiert seien, die Nützlichkeit gegenwärtiger Entsagung im Gegenzug für erwarteten Gewinn in der Zukunft erlernen müssten. Kinder sollten also durch monetäre Erziehung auf ein späteres wirtschaftliches Handeln vorbereitet werden, indem sie ein Gefühl für Planbarkeit, Rentabilität und Vorausschau entwickelten. Diese Denkfigur ließ sich umstandslos übertragen auf infantilisierte Gruppen von Erwachsenen



wie Arbeiter, Frauen oder Untertanen in den Kolonien. Damit reiht sich das Buch ein in jüngere Arbeiten zur Geschichte und Theorie des Kapitalismus, die gerade in abgesicherten Zukunftserwartungen ein zentrales Element kapitalistischer Ökonomie erkennen. Maß zeigt, dass dies auch für die Subjektwerdung im historischen Kapitalismus gilt – ohne dass sich daraus aber, wie das Fragezeichen im Titel warnend vorausschickt, eine Auflösung kultureller Beurteilungen ökonomischen Handelns zugunsten reiner Quantifizierung ergeben hat. Auch im ausgehenden 19. Jahrhundert wurde Kindern Geld nicht ausschließlich als »kaltes Zeichen« reiner Mess- und Vergleichbarkeit näher gebracht. Die Bedeutung von und der richtige Umgang mit Geld blieb auch im Bürgertum des Hochkapitalismus nicht zuletzt angesichts einer erstarkenden Sozialdemokratie heftig umkämpft.

Kritisch ließe sich anmerken, dass genau dieser Frage nach der Bedeutung sich verändernder monetärer Erziehungsideale für die Geschichte des Kapitalismus eine tiefergehende Auseinandersetzung im Schlussteil gut getan hätte. Maß wehrt sich etwa dagegen, Sparsamkeitserziehung schlicht zum kapitalistischen Herrichtungsinstrument zu verklären. Vielmehr, so Maß, diene diese »einer umfassenden individuellen und gesellschaftlichen Anleitung und Lenkung der Menschen, die fürsorgerische und prospektive Elemente integrierte«. Ob dies nun aber einen Widerspruch zu »kapitalistischen Erziehungsidealen« markiert oder nicht ganz wesentlicher Bestandteil der Reproduktion rational handelnder Wirtschaftssubjekte im Kapitalismus ist, erschließt sich nicht völlig. Überhaupt bleibt der im Schlussteil gelieferte Ausblick etwas vage. So haben sich Einstellungen zum Sparen sicherlich nicht erst durch die Hoffnung auf schnelle Aktiengewinne oder die Niedrigzinsphase der letzten Jahre verändert. Die seit den Nachkriegsjahrzehnten gerade in westlichen Gesellschaften billigend in Kauf genommene – ja mitunter offen propagierte – Überschuldung privater

Haushalte bedurfte einer radikalen kulturellen Neuinterpretation von Schulden, die über Jahrhunderte mit Amoralität, Ruin und Verderben assoziiert wurden. Schwer vorstellbar, dass sich dieser Paradigmenwechsel nicht auch in erzieherischen Debatten wiederfand. Diese kritischen Bemerkungen sollen jedoch nicht darüber hinweg täuschen, dass Maß eine sehr detailreiche, präzise und gut zu lesende Arbeit vorgelegt hat, an der in der geschichtswissenschaftlichen Forschung zu Kindererziehung und Ökonomie auf absehbare Zeit kein Vorbeikommen sein wird.

PHILIPP REICK (JERUSALEM)

**I29**

## Die Transformation des Nils und das moderne Ägypten

*Ewald Blocher, Der Wasserbau-Staat. Die Transformation des Nils und das moderne Ägypten 1882–1971 (Geschichte der technischen Kultur; Bd. 1), Paderborn (Ferdinand Schöningh) 2016, 377 S., 33 Abb., 49,90 €*

Der heute nahezu abgeschlossene Bau des »großen Damms der äthiopischen Wiedergeburt« löste insbesondere beim flussabwärts liegenden Nil-Anrainerstaat Ägypten großes Unbehagen aus. Ägypten, dessen Existenzbasis der Nil ist, brachte im Jahr 2013 gar Krieg als Option ins Spiel, um seinen Bedenken Nachdruck zu verleihen. Darüber berichteten beispielsweise Spiegel Online (13.9.2013) und der ARD-Weltspiegel (26.11.2017). Die Aktualität der Wasserverteilungsfrage auf nationaler Ebene und die Brisanz in der zwischenstaatlichen »Hydro-Diplomatie«, wie es der sudanesischer Wasser- und Energieminister Mutaz Musa Abdallah Salim im FAZ-Interview am 28.3.2015 formulierte, zeigen die große gegenwärtige Relevanz von Ewald Blochers Studie über den »Wasserbau-Staat« Ägypten.

Ewald Blocher erfüllt in seiner Studie den Anspruch, die Dekolonisation Ägyptens nicht wie bislang üblich, hauptsächlich aus politik- und kulturwissenschaftlichen Per-

spektiven zu betrachten, sondern erweitert sie um technik- und umweltgeschichtliche Dimensionen. Er bündelt dies in der These, dass Ägyptens *nation-building*, also die »politische Territorialisierung«, erst in Korrelation mit der »hydraulische[n] Territorialisierung« ermöglicht worden sei. Die »hydraulische Territorialisierung« sei für das durch die Wüste dominierte Land das existenzielle Modernisierungselement gewesen und bis 1971 mit dem Assuan-Hochdamm schließlich zu einem rein nationalen Vorhaben geworden. Durch diese national fokussierte Modernisierungsdynamik habe sich der ägyptische »Wasserbau-Staat« entwickeln können.

Hier wird deutlich, dass Ewald Blocher eine vielversprechende Fallstudie liefert, die gleich im Hinblick auf mehrere Forschungsbereiche sehr aktuell ist. Insbesondere durch die Verknüpfung der technik- und umwelthistorischen Ebene mit der Geschichte der Dekolonisation Ägyptens eröffnet Bachers Studie auch über den reinen Länderbezug hinaus neue Blickwinkel auf die Wechselwirkung zwischen »Wasserinfrastrukturen und Macht« – eine Wechselwirkung, die unter anderem 2015 in einem gleichnamigen HZ-Beiheft analysiert wurde.

Ewald Blocher untersucht das Werden des ägyptischen Nationalstaates im Zusammenwirken mit der Transformation des Nils als der »Lebensader« des Landes anhand von vier Themenkomplexen. Dabei rückt er Modernisierungsziele, datenbasierte Planungsvisionen zur »Raumbeherrschung«, die Rolle von Experten und die Vision von absoluter Berechenbarkeit der Natur in den Fokus. Für eine noch tiefergehende Einordnung dieses konzeptionell überzeugenden Forschungsvorhabens wäre für die Leserinnen und Leser eine kurze inhaltliche Problematisierung der Quellenlage in der Einleitung eine wertvolle Ergänzung gewesen. Entsprechend seiner konzeptionellen Akzentuierungen ist das Buch wie folgt unterteilt:

Im auf die Einleitung folgenden zweiten Kapitel geht es um die Hydrologie im Zusammenwirken mit sozial- und wirtschafts-

politischen Entwürfen für Ägypten. Dabei liegt der Fokus auf den Parallelen zwischen den ägyptischen Vorstellungen von 1950 bis zur Realisierung des Assuan-Hochdamms 1971 und der kolonialen Wasserbaustrategie Großbritanniens ab 1882, dem Ausgangspunkt der Untersuchung. Durch diese methodische Vorgehensweise, eine Rückblende vorzunehmen, gelingt es Blocher zugleich, seine Thematik in den historischen Kontext von Kolonialisierung, Dekolonialisierung und Kaltem Krieg einzubetten. Er bietet überdies eine gelungene Kontextualisierung innerhalb der Hochmoderne.

Das dritte Kapitel thematisiert, inwiefern der Nil als ökonomisch zweckmäßiges Element zur »Raumerschließung« angesehen wurde. Durch die zunehmende verwissenschaftlichte Betrachtungsweise des Flusses, der immer mehr als berechenbares Objekt gesehen wurde, war ein Phänomen angestoßen worden, als dessen Resultat »das durch zahlreiche Erkundungs- und Vermessungsprojekte erstellte Datenbild des Nils in seiner zunehmenden Perfektion immer mehr, im Diskurs der wasserbaulichen Nutzung des Flusses, an die Stelle des realen Nils trat und diesen als hydraulischen Gestaltungsraum beschrieb.« Visibilität in Form von mathematischen Analysen sei quasi als eine Offenbarung noch zu erreichender Entwicklungsstufen gedeutet worden.

Im vierten Teil der Studie rückt Blocher die Wasserbauexperten in den Mittelpunkt der Untersuchung. Deren Forschungsergebnisse über den Nil sollten Modernisierungsprozesse vorantreiben. Durch ihre Kompetenz, diese Forschungsergebnisse zu interpretieren, sei den Wasserbauingenieuren einerseits eine Machtposition zuteil geworden, die sie aktiv nutzen konnten. Andererseits seien diese Experten, beispielsweise durch entstehendes Misstrauen bei sich widersprechende Gutachten, unweigerlich auch in politische Streitigkeiten, besonders zwischen Ägypten und Großbritannien, verstrickt worden. Darauf aufbauend erklärt Blocher überzeugend, wie Ägypten

beim Wasserbaumanagement aufgrund kolonialer Erfahrungen und der Möglichkeit, ursprünglich ganzheitliche Wasserbaupläne national abzuwandeln, zusehends von einer sogenannten »großägyptischen Lösung« unter Einbeziehung des Sudan abrückte und Großbritanniens Einflussmöglichkeiten spürbar verblassten.

»[D]ie Suche nach der Nil-Formel« ermöglichte letztendlich die Realisierung des Assuan-Hochdamm-Projekts und schuf so auf der politischen Ebene die Basis für einen Nationalstaat »Ägypten« und dessen Festigung, was Blocher im fünften Kapitel seiner Studie darlegt.

Als zentrale und gleichberechtigte Untersuchungskategorien überträgt Ewald Blocher das von David Gurgeli und Daniel Speich in ihrer 2002 erschienenen Studie über *Topografien der Nation. Politik, kartografische Ordnung und Landschaft im 19. Jahrhundert* beschriebene »Dreiecksverhältnis zwischen Wissen, Macht und Raum« sehr schlüssig und scharfsinnig auf seinen Untersuchungsgegenstand. Durch das erworbene Know-how über den Nil, so Blocher, verwandelten die einflussreichen Experten den »realen Fluss« in »Möglichkeitenräume«, die sowohl die britische Kolonialmacht als auch die ägyptische Seite für machtpolitische Zwecke einsetzten.

Blocher bündelt die Ergebnisse seiner Studie schließlich überzeugend in dem prägnanten Fazit, dass der »Wasserbau-Staat« wie folgt charakterisiert werden könne: Der »Wasserbau-Staat« sei durch seine Wandlung im Dekolonisationsprozesses modelliert worden. Er hatte die Eigenschaft, ein immerwährender »Planungsstaat« und ein »Staat ausgeprägter infrastruktureller Naturbeherrschung und territorialer Ressourcennutzung« zu sein und folgte dem (notwendigen) Streben nach »Ressourcensicherheit« als oberste Priorität. Die Studie schließt mit einem lohnenden Ausblick, der kritisch die horrend gewachsenen und durch die Schnelllebigkeit von scheinbar universellen Planungen erst offenbarten Ansprüche an das Wasserbaumanagement beleuchtet.

Eine Stärke von Ewald Blochers Analyse sind die jeweiligen Theoriebezüge und -verzahnungen, insbesondere jene in den Zwischenfazit gegen Ende der jeweiligen Kapitel. Blochers tiefgründige Analyse drifftet lediglich vereinzelt in eine zu detaillierte ereignisgeschichtliche Deskription. So ist zu fragen, ob das Hin-und-Her eines über das vorhandene Wasser ausgelöst und letztendlich verselbstständigten Expertenkonfliktes, der über vierzehn Seiten beschrieben wird, nicht hätte akzentuierter abgehandelt werden können.

Insgesamt zeichnet sich die Studie von Ewald Blocher insbesondere dadurch aus, dass unterschiedlichste zusammenwirkende Mechanismen wie das Akteurshandeln, der institutionelle Rahmen und verschiedene naturwissenschaftliche Phänomene in der Untersuchung eingehend analysiert werden. Beispielsweise ermöglicht die Einbeziehung der historischen Grundlagen und Kernelemente der wissenschaftlichen Fachrichtungen der Hydrologie und der Geografie, hier speziell der Kartierung, den Lesern eine gehaltvolle Einordnung und Durchdringung der Nil-bezogenen Expertenmeinungen und der diesbezüglichen politischen Auseinandersetzungen. Über die Kapitel hinweg wird so durch aufeinander aufbauende und stetig tiefergehende Analysen, die immer neue Ebenen, Zusammenhängen und Perspektiven bieten, ein sehr umfassendes Verständnis der Gesamtthematik ermöglicht.

Theresa Lennert (Paderborn)

### **Hungarian Women's Activism in the Wake of the First World War**

*Judith Szapor, Hungarian Women's Activism in the Wake of the First World War. From Rights to Revanche, London (Bloomsbury Academic) 2017, 224 S., 12 Abb., 95 €*

This is a long-overdue study of a turbulent period in Hungarian history through the prism of gender. By unearthing a treasure

trove of archival sources, Szapor chronicles a hitherto blind spot in historiography, spinning a wide narrative that reverberates through to our millennium. In this meticulously researched volume, the author builds on and complements previous works about Hungarian women's history and activism by Eliza Ablovatski, Andrea Pető, Agatha Schwartz or Susan Zimmermann. She also relates her findings to the broader infrastructure of existing scholarship about woman suffrage in Europe specifically and the two waves of feminism before and after the First World War generally, positioning Hungary adequately in the academic field and asserting that women's organizations from all ideological corners either were involved in triggering changes or, successively, adapted to these changes.

By presenting and drawing on previously neglected archival material and images, Szapor traces the trajectory of post-1918 Hungary with its political modifications from the perspective of women's roles and public involvement. Especially in post-conflict nations, female figures are usually heralded as bearers of these nations, and discourses about procreation and female citizens as mothers of the state are prolific and common. In her nuanced account, Szapor investigates these nation-building processes in post-war Hungary, where patriotism, nationalism and irredentism intersected with notions of feminine duties and iconographies. Most importantly, the author teases out interconnections with contemporary goings-on in Hungary (but, one could argue, applicable beyond this country, too) and debates about women's function in society and the family.

Szapor aims to shed light on a quite illustrious spectrum of female protagonists and iridescent list of women's groups with their agendas, enmities or alternating alliances. These range from Rosika Schwimmer, Vilma Glücklich or Eugénia Miskolczy Meller, all women with a Jewish background, with their so-called liberal-bourgeois Feministák

Egyesülete [Feminist Association], or the brief and later somewhat eclipsed – also by its members – stint of the Women's Debating Club, chaired by Countess Katinka Károlyi, to the first female MP, the Christian socialist nun Margit Slachta, and the right-wing Magyar Asszonyok Nemzeti Szövetsége (MANSZ) [National Alliance of Hungarian Women], an auxiliary to Horthy's authoritarian rule, which subsequently sidelined most previous feminist endeavors and achievements. Szapor's chosen sub-title for her oeuvre, *from rights to revanche*, encapsulates how the liberal women's movement, propagating amongst other social reforms the franchise, became outmanoeuvred by reactionary women after the war. These women were willing and ready supporters of Horthy's anti-democratic and anti-liberal policies, and Szapor shows how rights, recently bestowed, can be easily and brutally withdrawn or abandoned.

The chapters are structured chronologically, starting before the Great War: by providing an explanatory overview of the three major women's groups from 1904 to 1918 – the aforementioned liberal, then the socialist as well as the Catholic. Both groups were rather dominated by masculine and patriarchal prerogatives, either of party or church – and their vying for members and thus prestige. In the first chapter, Szapor moves on to tracking the Hungarian Women's Debating Club and the partly forged plot lines of its inception. The Club was founded in 1917, but quickly sank into oblivion and was usurped by ultra-nationalist women as a foil for their rhetoric against all other feminists.

Chapter 3 deals with the so-called 'aster' or October revolution and its short-lived National Council, led by Count Mihály Károlyi, and the Bolshevik revolution that established the Republic of Councils in 1919. Here the author depicts Hungary as an exceptional case, because woman suffrage was introduced within the tapestry of two revolutions and hence oscillating political



demarcations and parameters for citizenship. Exploring how quickly the tables turned in these erratic times from the autumn of 1918 to the spring of 1919, the chapter also features the murder of Rosa Luxemburg as a crucial episode for domestic Hungarian politics and its increasing polarization at the beginning of 1919, mobilizing both left and right forces. Fluctuating between private and public interfaces, theories about women's participation in political platforms were employed during a remarkably short interval and under post-war conditions with territorial losses and significant starvation. Amidst these seismic shifts and discontents in Hungary, MANSZ commenced to monopolize Hungarian women's circles, profiting from their centrifugal tendencies and successfully recruiting acolytes from Catholic, conservative and aristocratic realms. Thereby MANSZ reaped the benefits of previous feminist campaigns and helped to frame and buffer the counter-revolution.

Congruently, the following two chapters elaborate on MANSZ, its president Cécile Tormay and her defeated rival Emma Ritoók, both extremely anti-Semitic writers. The symbiotic relationship between Horthy and MANSZ affiliates is scrutinized in the fourth chapter, while the fifth chapter examines Ritoók and her problematic interactions, for example, with the Jewish Anna Lesznai, who could not have been more different from her, or her association with the so-called Sunday Circle, a bohemian congregation of intellectuals.

Horthy's orchestration of power facilitated women's roles in their traditional spheres as an innocuous counterpart to his troops' paramilitary terror. These two chapters further contextualize the paradigms of women as agitators and perpetrators, not victims, of violence. Additionally, Szapor highlights the discrepancies of Tormay's and Ritoók's texts and tactics, which portrayed feminine grace and maternalistic instincts while promoting spiteful and abysmal dogmas, and concludes with the severe backlash regarding voting

rights for women and men in 1922. The last chapter is a synopsis of the 1920 election and its aftermath, with MANSZ quarantining formerly prominent Hungarian women's organizations whilst appropriating their transnational networks with the International Woman Suffrage Alliance to lobby for revision and to euphemize the White Terror.

The final part assesses the connotations of Hungarian liberal, illiberal and communist gender politics in conjunction with current affairs. With women's reproductive rather than political powers celebrated once again by reactionaries, blatantly echoing old slogans of the interwar era, Szapor's analysis links these developments to interwar Hungarian roots rather than recent Western European phenomena of neo-conservatism. She also explains the reasons for such a long survival and almost instant resurgence of these ideas. According to her, Horthy's government, albeit authoritarian, displayed no clear itinerary of fascism but was much more complex with quasi-democratic patterns, peppered with a hint of Magyar nostalgia. Palpably, the regime's and MANSZ's anti-Semitism and illiberalism were a ploy to divert attention from the ramifications of the lost war or the Treaty of Trianon and to legitimize and cement their rule after two revolutions. Concerning this setup and recipe, gender stereotypes were paramount.

Evidently and regrettably, today's situation in Hungary forcefully harks back to this past. Szapor ends with commenting on the present renaissance Tormay's titles have experienced since the fall of the Iron Curtain.

This is a timely and engaging contribution, utilising new archival finds and offering fresh insights into gender policies in tandem with mechanisms of nationhood and patriarchy in Eastern Europe between the World Wars. Highly recommendable for scholars and students with particular interests in twentieth-century ideologies and formations of (anti-)feminisms and nationalisms.

DAGMAR WERNITZNIG (LJUBLJANA)

## Die große Angst. Polen 1944–1947

*Marcin Zaremba, Die große Angst. Polen 1944–1947: Leben im Ausnahmezustand, aus dem Polnischen übersetzt von Sandra Ewers, Paderborn (Ferdinand Schöningh) 2016, 627 S., 35 Abb., 49,90 € – polnisches Original: Wielka trwoga. Polska 1944–1947: Ludowa reakcja na kryzys, Kraków (Wydawnictwo Znak) 2012*

Die direkte Nachkriegszeit in Polen stand und steht im Fokus von Historiker/innen, nur die Schwerpunkte variierten im Laufe der Jahre. Alte wie neue Arbeiten setzen sich sowohl mit dem komplexen Entstehungsprozess und der Funktionsweise des Machtsystems der frühen Volksrepublik Polen als auch mit dem Strukturwandel der polnischen Nachkriegsgesellschaft auseinander. Marcin Zaremba begibt sich demzufolge mit seinem Buch auf ein nicht ganz unbetretenes Terrain. Die Lage sieht anders aus, wenn man sich auf das Feld der Emotionsforschung begibt. Studien zur Historizität von Gefühlen oder zur Rolle von Angst in der Geschichte im Sinne der internationalen Forschung zu diesen Themen gab es bis vor Kurzem für die polnische Nachkriegsgeschichte kaum – sieht man von der einen breit und intensiv diskutierten Ausnahme ab: *Fear. Anti-semitism in Poland after Auschwitz* von Jan Tomasz Gross (2006). Insofern hat Marcin Zaremba mit seinem Buch, das 2012 auf Polnisch erschien und vier Jahre später ins Deutsche übersetzt wurde, sicher Pionierarbeit geleistet.

Zarembas Ausgangspunkt ist es, Emotionen als Teil der menschlichen Existenz in die Geschichtswissenschaft einzubeziehen. Mit Bezug auf Polen will er die bislang dominierende politische Ereignisgeschichte durch den Blick auf den Alltag, dem er auch Gefühle zurechnet, ergänzen und dadurch das Bild der polnischen Nachkriegszeit ausdifferenzieren. Dazu fokussiert er auf die für die meisten Polinnen und Polen dominierende Erfahrung, nämlich auf Furcht und Angst,

wobei es ihm nicht nur um eine Auflistung der Ängste in der Nachkriegszeit geht, sondern auch um die Art und Weise, wie sie thematisiert und welche Strategien im Umgang mit Ängsten entwickelt wurden. Zeitlich fokussiert er auf das Kriegsende, das er ähnlich wie die meisten neueren Arbeiten als einen längeren Zeitraum, nämlich die Phase von 1944 bis 1947 ansetzt. Es geht also in dem Buch um Gefühle der Bedrohung, der Unsicherheit und der Vorläufigkeit, wie sie die Umbruchszeit prägten, es geht um Verlust oder Schwächung sozialer und gesellschaftlicher Kontrolle, um die Auflösung von Ordnung und um Zerfall – Zaremba spricht von Anarchie. Es geht auch um die Mechanismen von Angst und Aggression/Gewalt. So analysiert er unter anderem die Pogrome gegenüber anderen ethnischen Gruppen, insbesondere gegenüber Juden/Jüdinnen im Kontext von Bedrohungsgefühlen und Ordnungsverlust. Er thematisiert also sowohl die Ängste der Pol/innen als auch die Angst vor Pol/innen, also vor der von ihnen ausgehenden Gewalt gegen andere ethnische Gruppen. Die unmittelbare Nachkriegszeit ist für Zaremba eine Zeit der »großen Angst«.

Wie nähert man sich einer solchen Angst an? Mit welchen Methoden und Quellen kann man sie nachvollziehbar machen? Dazu nimmt der Autor eine methodologisch und disziplinär breite Perspektive ein. Ein beeindruckendes Quellenkorpus an (oft zensierten) Briefen, Erinnerungen, Tagebüchern, Verwaltungs- und Milizakten gewährt ihm Einblicke in die gesellschaftliche Stimmung. Auch die Presse wird nicht nur als Propagandamedium betrachtet, sondern auch als ein Zugang zum Alltag und zu den Erfahrungen der Menschen. Durch die Vielzahl und die Unterschiedlichkeit der Quellen kann Zaremba die individuellen Erfahrungen von Angst als ein breites Phänomen darstellen und so zwar nicht messbar im wörtlichen Sinn machen, aber doch einen Eindruck ihres Ausmaßes vermitteln.

Das Buch gliedert sich in zwei große Teile. Im ersten Teil skizziert Zaremba die

Rahmenbedingungen für eine wissenschaftliche Auseinandersetzung mit der Angst und ihren unterschiedlichen Ausdrucksformen (Furcht, Panik) sowie mit ihrer Bedeutung für die Kultur des 20. Jahrhunderts. Sein Hauptargument lautet, dass die »große Angst« ohne die Erfahrungen des Krieges, das heißt der Omnipräsenz der Gewalt, des Zusammenbruchs institutioneller Strukturen, der Schwächung oder Abwesenheit von sozialer Kontrolle, nicht zu denken sei. Die polnische Nachkriegsangst sei untrennbar mit der erlebten, gefürchteten oder ausgeübten Kriegsgewalt verbunden gewesen. Hinzu sei die »Anhäufung von Angst unter besonderen Umständen des Zerfalls und des Umbruchs in Verbindung mit dem Gefühl von Straflosigkeit« gekommen. Damit stelle die psychische Verfassung der Pol/innen in der Nachkriegszeit einen der wichtigsten Gründe für die damaligen Pogrome und Lynchmorde dar, von denen Deutsche, Ukrainer/innen, Weißruss/innen und Juden/Jüdinnen betroffen waren – eine These, gegen die man sicherlich argumentieren kann.

Nach diesen grundlegenden Ausführungen tauchen Leser/innen im zweiten Teil des Buches in die Erfahrungen von Angst während der polnischen Nachkriegszeit ein. Zaremba identifiziert insgesamt neun Ängste: erstens vor Rotarmisten, aber auch zweitens vor Demobilisierten, Invaliden, Desertieren, Bettlern und Landstreichern, Arbeitslosen, Spekulanten oder Milizionären, drittens vor dem Plünderungsfieber und viertens vor Banditentum, fünftens vor erzwungener Mobilität und sechstens vor einer Politik, die sich des Terrors und der Sprache der Angst bediente. Angst löste siebentens auch die Erfahrungen von Vorläufigkeit aus, ebenso achtens die von Hunger, Überteuering und Infektionskrankheiten – »den drei Rittern der Apokalypse«. Ausführlich beschäftigt sich Zaremba schließlich neuntens mit Phobien gegen andere ethnische Gruppen.

In diesem zentralen Teil des Buches geht Zaremba konsequent auf immer dieselbe Art und Weise vor: Die jeweiligen Angstphäno-

mene werden einerseits aus einer subjektiven, quellenbasierten Perspektive dargestellt, parallel dazu aber durch eine ereignisgeschichtliche und eine sozialgeschichtlich verallgemeinernde und deutende Ebene ergänzt. Durch die intimen Briefzitate oder Tagebucheinträge bekommen die Leser/innen einen direkten Zugang zu der wahrgenommenen oder erlebten Angst. Angesichts der Intensität, mit der es Zaremba gelingt, die Erfahrungen der Angst wiederzugeben, erscheinen die darüber hinaus durchaus auch dargestellten Umgangsweisen mit und Reaktionen auf die Angst – seien sie staatlicher oder privater, geregelter oder spontaner Natur – fast zweitrangig. Dadurch löst Zaremba sein Einleitungsversprechen ein, die Art und Weise der Thematisierung von Angst nachzuzeichnen. Die detaillierte und heterogene Mikroperspektive ist ein besonders bereichernder Aspekt der Darstellung.

Es braucht viel Ausdauer, um sich durch das Buch von Marcin Zaremba durchzukämpfen, nicht, weil es schlecht geschrieben wäre – im Gegenteil. Dem Autor merkt man seine journalistische Erfahrung an: Die Erzählung ist fließend, Zitate aus den Briefen – im Text wie in Überschriften – machen sie nur noch lebendiger und realistischer. Auch in der deutschen Übersetzung spiegeln sich diese Qualitäten wieder. Es ist die aus den Quellen hervorlugende Intensität und Omnipräsenz der Angst, welche die Lektüre so belastend werden lässt. Nach 600 Seiten kann man selbst der Angst zum Opfer fallen. Anders gesagt: Die Angst – trotz aller Vorbemerkungen des Autors, dass es sich nur um einen Ausschnitt der polnischen Nachkriegszeit handele – scheint letztendlich das Gefühl gewesen zu sein, das die zeitgenössische Gesamtperspektive bestimmte. Das Panorama der Angst im Nachkriegspolen, einschließlich der Versuche, sie zu überwinden, zeichnet Zaremba sehr überzeugend nach. Als problematisch könnte der Versuch gesehen werden, die Gewalt von Pol/innen gegen Juden/Jüdinnen (aber auch gegen andere ethnische Gruppen) nach dem Krieg zu er-

klären. Nicht nur der polnische Antisemitismus, sondern eben auch die psychische und die materielle Lage hätten zu den auslösenden Faktoren gezählt, so die Argumentation des Autors. Diese kann – obwohl Zaremba seine Wertschätzung von Jan Tomasz Gross mehrfach betont – als eine Positionierung gegen Gross' Thesen über die Kontinuität des Antisemitismus gelesen werden. Lässt man sich auf die Allgegenwart von Angst und Straflosigkeit als Beweggründe für die Gewalt gegenüber Juden/Jüdinnen ein, liefert man unter Umständen vereinfachte beziehungsweise verkürzte Erklärungsmuster für Verbrechen, hinter denen mehr als pure Angst um sich selbst stand.

Obwohl andere Bevölkerungsgruppen in dem Buch auch angesprochen werden, bleibt es eine Erzählung über das Erschrecken und Bangen der Pol/innen. Dennoch bietet auch eine solche Perspektive genügend Anregungen, sich der Nachkriegswirklichkeit mit ihren Machtstrukturen, Konflikten und Spannungen anzunähern, weshalb das Buch durchaus Anregungen für eine internationale Leserschaft bietet. Mehrere Preise, die Zaremba erhalten hat, sowie die Übersetzung des Buches ins Deutsche können dafür als Beweise gelten.

PAULINA GULIŃSKA-JURGIEL (HALLE/S.)

## Konsum, Tourismus und Autofahren in Deutschland und Großbritannien

*Sina Fabian, Boom in der Krise. Konsum, Tourismus und Autofahren in Deutschland und Großbritannien, 1970–1990 (Geschichte und Gegenwart, Bd. 14), Göttingen (Wallstein) 2016, 494 S., 44,00 €*

Das etablierte Narrativ der Geschichte der BRD gliedert die Nachkriegsgeschichte in vier Phasen: Die »kurzen« 1950er Jahre gelten in Anlehnung an die Forschungsarbeiten von Axel Schildt als Zeit einer sich langsam vollziehenden Modernisierung, die dann

in den »langen« 1960er Jahren als »dynamische Zeiten« (Axel Schildt / Detlef Siegfried / Karl Christian Lammers) realisiert worden sei. In den 1970er Jahren als »Zeit nach dem Boom« seien dann mit dem Wirtschaftseinbruch, den Ölpreisschocks und der zunehmenden Arbeitslosigkeit Folgen und Grenzen des raschen Modernisierungsprozesses sichtbar geworden, der schließlich in der Selbstentfaltung und Modernisierung der 1980er Jahre mündete. Dieses etablierte Narrativ, das (mit Anselm Doering-Manteuffel und Lutz Raphael) die Bundesrepublik in eine Boomzeit vom Ende des Zweiten Weltkriegs bis zur Mitte der 1970er Jahre als eine »so golden, so glorios« wahrgenommene und erinnerte Zeit und in eine krisen geprägte Zeit »nach dem Boom« teilt, wird allerdings durch jüngere Publikationen und Forschungsvorhaben, die den Blick auf die tendenziell noch unterbelichteten 1970er und 1980er Jahre erweitern, zunehmend umgeschrieben.

Zu diesen Publikationen zählt auch die Studie von Sina Fabian, die das Konsumverhalten und die Konsumpraktiken der 1970er und 1980er Jahre in der Bundesrepublik und in Großbritannien mit zeitgenössischen Wahrnehmungen der beiden Dekaden als Jahrzehnt der Krisen und Jahrzehnt der Individualisierung abgleicht. Sie schließt somit nicht nur Lücken in der Konsum- und Tourismusgeschichte, sondern unterstreicht zugleich ihre Bedeutsamkeit für eine breiter angelegte Gesellschaftsgeschichte.

Anhand von zwei exemplarisch ausgewählten Konsumfeldern – dem Tourismus und der Individualmotorisierung – untersucht Fabian »die Krisenwahrnehmungen und die postulierte gesellschaftliche Individualisierung aus Sicht der Bevölkerung«. Dabei steht zum einen das beobachtete Paradox des »Booms in der Krise« bereits dem Titel nach im Fokus ihrer Arbeit. Denn Tourismus wurde erst in den 1970er und 1980er Jahren zur alltäglichen Praxis in westeuropäischen Gesellschaften. Als die beiden Ölpreisschocks 1973/1974 vom Ende des europäischen Wirtschaftswachs-



tums kündeten und die Bundesrepublik 1975 erstmalig einen Konjunktüreinbruch zu verzeichnen hatte, war von einer Stagnation oder gar einem Rückgang im touristischen Konsum nichts zu bemerken. In den 1950er Jahren bewerteten beispielsweise bereits 83 Prozent der Westdeutschen die Urlaubsreise als ein grundsätzlich legitimes Konsumgut, doch erst 1973 fuhren 50 Prozent der erwachsenen Bundesbürger tatsächlich in den Urlaub. Im selben Jahr gaben die Bundesdeutschen für Auslandsreisen erstmalig mehr Devisen als US-Amerikaner aus. Diese Entwicklung des touristischen Konsums kontrastiert Fabian mit der Wahrnehmung der 1970er Jahre als Krisenjahrzehnt, indem sie den »Einfluss der akuten Öl- und Wirtschaftskrise auf das Konsumverhalten der Bevölkerung« untersucht. Darüber hinausgehend berücksichtigt sie auch den Widerspruch zwischen zeitgenössisch beschriebenen gesellschaftlichen Individualisierungstendenzen und tatsächlichen Konsumententwicklungen, etwa dem Bedeutungsgewinn von pauschal organisierten Reisen oder staatlichen Initiativen, und beschäftigt sich mit der Frage, »inwiefern sich [...] die Individualisierung der Gesellschaft in der alltäglichen Konsumpraxis der Bevölkerung« zeigte. Die von Fabian ausgewählten Konsumbereiche passen hervorragend zum Forschungsdesign, da sie aufgrund ihrer Wirtschaftskraft im Zentrum der normativ geführten zeitgenössischen Debatten um »richtigen« Konsum standen und zugleich eine besondere Rolle in der retrospektiven Erinnerung an die 1970er und 1980er Jahre spielen.

Die Studie ist hinsichtlich Quellenauswahl und Vorgehensweise zwischen »einer erweiterten Sozialgeschichte und einer Neuen Kulturgeschichte« angesiedelt und »befreit« damit die Konsumgeschichte aus einer ehemals überwiegend wirtschaftshistorischen Betrachtungsweise. Fabian wertet ganz verschiedene Quellenmaterialien aus. Neben offiziellen Werbematerialien der Reiseindustrie und der Automobilbranche berücksichtigt sie auch mediale und popkulturelle Diskurse zum Konsum sowie private

Wahrnehmungen, die sich in Tagebüchern oder Leserbriefen dokumentieren. Mit dieser Quellenauswahl umgeht sie das Problem verschiedener tourismushistorischer Arbeiten, die zwar Inszenierungen und Imaginationen des Reisens in der Tourismusindustrie, aber nicht ihre Rezeption untersuchen. Die Arbeit soll dementsprechend die »Bottom-up-Perspektive« zu Konsumverhalten und Konsumdiskursen offenlegen.

Fabians knapp 500 Seiten lange Studie zeigt überzeugend, dass die Konsumerfahrungen breiter Teile der westdeutschen und britischen Bevölkerung sich nicht in das Narrativ eines Krisenjahrzehnts pressen lassen. Insbesondere durch neue Konsumerfahrungen jenseits der Heimat wurden auch zu Hause die Demonstration von bestimmten Konsumgütern und die Auslebung eines Konsumverhaltens in den 1970er Jahren weiter forciert. Ihre Ergebnisse ergänzen die bereits existierenden Forschungsarbeiten zum touristischen Konsum sinnvoll und gehen zugleich über sie hinaus, da sie den Blick auf die 1980er Jahre weiten. Es werden Lenkungsversuche des touristischen Konsums durch Industrie und Staat historisiert, die bislang in der Tourismusgeschichte kaum untersucht wurden.

Durch ihren Blick auf die Konsumententwicklung und das Konsumverhalten in Westdeutschland und Großbritannien trägt Fabian der in jüngerer Zeit wiederholt vorgetragenen Forderung Rechnung, Tourismusentwicklung transnational zu untersuchen. Allerdings schöpft sie das sich hier ergebende Potenzial nicht vollständig aus, da sie das Konsumverhalten in beiden Ländern detailliert beschreibt, es aber nur stellenweise in eine wirklich vergleichende Interpretation einbettet. Die Konsumententwicklung hätte noch stärker an die gesellschaftlichen Entwicklungen in beiden Untersuchungsländern rückgekoppelt werden können, um dann dabei zu helfen, die Spezifika eben dieser jeweiligen Entwicklung zu verstehen und den »roten Faden« der Arbeit zu verfolgen.

Die vergleichende Untersuchung der 1980er Jahre bleibt zudem hinter der der 1970er Jahre zurück. Der von der Autorin gewählte Schwerpunkt auf die Dekonstruktion der Wahrnehmung der 1980er als Individualisierungsjahrzehnt ist weniger überzeugend. Denn zum einen war die Wahrnehmung eines Wertewandels bereits zeitgenössisch nicht unumstritten und zum anderen macht Fabian die Zeitgeschichte zur Hilfswissenschaft von Gesellschaftswissenschaften, wenn sie ihr die quellengestützte Verifizierung oder Falsifizierung sozialwissenschaftlicher Theorieangebote auferlegt. Ähnlich unkritisch geht Fabian teilweise auch mit (soziologischen) Tourismustheorien um, wie der von Dean MacCannell oder Christoph Hennig. Zwar bewertet Fabian nicht, ob das untersuchte Konsumverhalten nun individualistisch war oder nicht, sondern ob und warum es von wem als individualistisch wahrgenommen wurde. Dennoch bleibt ihr recht allgemeines Resümee zum Konsum der 1980er Jahre, dass die zeitgenössischen Individualisierungsthesen ambivalenter zu bewerten sind, da sich im Tourismus »nur in geringem Maße eine Veränderung routinierter Konsumpraktiken« zeige, weder überraschend noch überzeugend. Gegebenenfalls hätte die vergleichende Konsumententwicklung bis in die 1980er Jahre hinein auch ohne Untersuchung der fraglichen Individualisierung des Konsums historisiert werden können, zumal dieser Untersuchungsschwerpunkt ohnehin stellenweise – etwa in den sehr ausführlichen Schilderungen zu technischen Details der Automobilentwicklung – immer wieder ausgeblendet wird.

Fraglich bleibt auch, warum Fabian vor dem Hintergrund des Anspruchs einer Bottom-up-Perspektive keine Zeitzeugeninterviews durchgeführt hat. Fabian begründet diesen Verzicht mit der Fülle der ausgewerteten Materialien, was angesichts der breiten Quellenbasis der Arbeit auch nachvollziehbar ist. Allerdings hätte auf bereits durch andere Forschungsarbeiten ausgewertete Quellengruppen – etwa die touristischen

Werbematerialien durch die Arbeiten von Cord Pagenstecher – gegebenenfalls zugunsten von Interviews verzichtet werden können. Denn mit der Untersuchung von individueller Erinnerung an Tourismus hätte die Arbeit eine interessante, weitgehend unerforschte andere Wahrnehmungsebene berücksichtigt.

Zudem geht teilweise der eingangs gesetzte Anspruch, eine Sozial- und Kulturgeschichte des Konsums zu schreiben, zugunsten durchaus interessanter Details der westdeutschen und britischen Konsumententwicklung – etwa zur Entwicklung des britischen und westdeutschen Tourismus ins franquistische Spanien – verloren.

Trotz der angesprochenen Kritikpunkte handelt es sich bei der Arbeit von Fabian um eine sehr lesenswerte, detailreiche Studie, die bestehende Forschungsarbeiten sinnvoll ergänzt sowie ganz neue Perspektiven auf den Konsum und die Gesellschaftsentwicklung der 1970er eröffnet und die Forschung zur Konsumgeschichte der 1980er einläutet.

DIANA WENDLAND (DORTMUND)

## Ostdeutsche Ehen vor Gericht

*Anja Schröter, Ostdeutsche Ehen vor Gericht. Scheidungspraxis im Umbruch 1980–2000 (Kommunismus und Gesellschaft; Bd. 6), Berlin (Ch. Links Verlag) 2018, 504 S., 50,00 €*

Die Zeitgeschichte tastet sich immer weiter in die der Gegenwart unmittelbar vorausgehenden Jahrzehnte; nachdem inzwischen die 1970er und 1980er Jahre (bislang allerdings vor allem für die bundesrepublikanische Geschichte) recht gut vermessen sind, wagen sich die Zeithistorikerinnen und Zeithistoriker nun zunehmend in die 1990er und 2000er Jahre. Nach ersten breit angelegten politikgeschichtlichen Positionsbestimmungen (vgl. beispielsweise Andreas Wirsching's Band *Der Preis der Freiheit*) ist die Zeit reif auch für die luzide gesellschafts- und kulturgeschichtliche Analyse.

Anja Schröter stößt mit ihrer Publikation genau in diesen Bereich vor. Für ihre Arbeit hat sie eine wissenschaftlich fruchtbare Versuchsanordnung konzipiert: Es geht ihr um die Untersuchung ein und derselben sozialen Praxis vor und nach der Transformation in Ostdeutschland von 1989/1990. Die Thematik, die sie ihrer Analyse zugrunde legt, ist eine, die wohl wie nur wenig andere das Beziehungsgeflecht von Privatleben und Staat interpretierbar macht – Ehescheidungen.

Dabei geht es um die Auseinandersetzung zweier Individuen in einem vom Staat vorgegebenen Rahmen. Und genau dieser wandelte sich fundamental in den von der Autorin in den Fokus genommenen Jahren. Die Studie verspricht so spannende Einsichten, zumal Schröter mit dem Begriff der »Rechtskultur« einen Analysebegriff vorschlägt, der sowohl die Rechtsetzung wie auch die Rechtspraxis interpretierbar macht. Mit diesem praxeologischen Verständnis von Rechtsgeschichte führt Schröter eines der innovativsten Konzepte der gegenwärtigen Geschichtswissenschaft (sofern man bereit ist, in der Praxeologie mehr zu sehen als, so Rüdiger Graf, lediglich die Anwendung des »gesunden Menschenverstandes«) in die Beschäftigung mit juristischen Fragen ein. Ein praxeologischer Ansatz stellt besondere Herausforderungen an die Wahl der Quellen – Herausforderungen, die die Autorin mit ihrem Untersuchungsdesign auf kongeniale Weise meistert.

In ihrer Arbeit verbindet Anja Schröter die Analyse sorgfältig anonymisierter Fallakten, deren Auswahl sie erfreulich transparent macht, mit ZeitzeugInneninterviews und der Interpretation von Lebensläufen von Juristinnen und Juristen. Dieses vielversprechende Analysemodell leidet ein wenig darunter, dass die Auswahl der GesprächspartnerInnen nicht in allen Fällen sonderlich glücklich zu sein scheint. So wirkt es, als seien ProtagonistInnen, deren Ehe von vorherein als Zweckbündnis zum Erreichen bestimmter Ziele (Wohnung) gedacht war,

im Sample überrepräsentiert. Derartige Scheinehen sind sicher nicht repräsentativ für die alltägliche Scheidungspraxis in Ostdeutschland vor und nach der Wende von 1989/90. Viel spannender sind hingegen die gesammelten Berichte von JuristInnen zur Umbruchzeit (sowohl mit ostdeutscher wie westdeutscher Sozialisation), aus denen die Autorin ausgiebig (vielleicht sogar zu ausgiebig, zumal in vielen Fällen die Zitate im Anschluss nochmals paraphrasiert werden) zitiert.

Auf die Einleitung, in der die Autorin den Aufbau der Arbeit, ihr Vorgehen und die Quellen vorstellt, folgen zwei Abschnitte, die allgemein die Relevanz des gewählten Themas, die Bedeutung der Ehe in der DDR-Gesellschaft, darlegen sowie die InterviewpartnerInnen vorstellen. Anschließend erfolgt die chronologisch gegliederte Analyse der untersuchten Fälle. Dafür schlägt die Autorin ein Dreiphasenmodell vor: Nach den Scheidungen der 1980er Jahre, die noch unter DDR-Recht stattfanden, folgen die Fälle zwischen 1990 und 1993, die die Autorin treffend mit »Unsicherheiten im rechtsstaatlichen Normengefüge« kennzeichnet.

Das bedeutete, dass trotz Fortbestand der alten Gerichtsstrukturen und bei Beibehaltung zumindest eines Teils des juristischen Personals nun nach westdeutschen Gesetzen Recht gesprochen werden sollte. So wurden Bestimmungen unterlaufen (wie die Anwaltpflicht) und andere in Kooperation zwischen Gericht und Betroffenen großzügig ausgelegt (so die Berechnung der Dauer des Trennungsjahres). Gleichzeitig wurden andere Elemente des westdeutschen Zerrüttungsprinzips für scheidungswillige Ostdeutsche um 1990 herum zum Problem: Die »Auflösung der häuslichen Gemeinschaft« war auf Grund des weiterhin herrschenden Wohnungsmangels schlichtweg nicht einzulösen.

Der Untersuchungszeitraum endet mit den Jahren 1994–2000, in denen sich die Lage für die Betroffenen (sowohl was die JuristInnen als auch was die BürgerInnen

betra) konsolidiert habe. Gleichzeitig, und das ist wohl eine der spannendsten Erkenntnisse der Studie, lassen sich in der ostdeutschen Scheidungspraxis fortlaufende Prägungen auch bis in die frühen 2000er Jahre (und eventuell auch darüber hinaus?) nachzeichnen. Gleichzeitig sei das Scheidungsrecht auch einer der wenigen Bereiche, in denen die neuen Bundesländer nach der DDR nicht einfach die westdeutsche Praxis zu übernehmen hatten, sondern das ostdeutsche Modell gesamtdeutsch geltend wurde. Das Alleinverdiener-Modell, auf dem das bundesrepublikanische Scheidungsrecht noch fußte, entsprach nicht mehr den Ansprüchen einer zunehmend gleichberechtigten Gesellschaft, in der auch die Ehefrauen einer bezahlten Arbeit nachgingen.

Das Buch überzeugt gerade in seiner Verbindung aus Rechtsgeschichte mit kultur- und gesellschaftshistorischen Fragestellungen. Schröter gelingt es überzeugend, die Notlagen ihrer ProtagonistInnen darzustellen – so in den Fällen, in denen eine Scheidung schon allein deshalb schwierig war, weil kein Wohnraum für den oder die ausziehende PartnerIn gefunden werden konnte. Dabei zeigt die Autorin auch, dass sie einen Sinn für das vielsagende Detail hat – zum Beispiel wenn sie sich genauer anschaut, was die materiellen Überreste einer gescheiterten Beziehung sind, über die im Anschluss gestritten wird. Gerade aus diesen Detailstudien ließe sich eine spannende Konsumgeschichte der Transformationszeit in Ostdeutschland schreiben, machen sie doch deutlich, was von den AkteurInnen jeweils als besonders wertvoll angesehen wurde.

Insbesondere wird in der Arbeit deutlich, wie in den 1990er Jahren zunehmend formale Kriterien zur Scheidung zugelassen wurden. Während eigentlich schon in der DDR formal das Zerrüttungsprinzip gegolten hatte, verlangte die Scheidungspraxis dennoch häufig, dass die AkteurInnen vor Gericht ihre Ehegeschichte ausbreiteten und bewerten ließen. Das änderte sich nach 1990 auch praktisch: Es genügte die Voraussetzung, ein

Jahr »von Tisch und Bett« getrennt zu sein, um die Scheidung durchsetzen zu können.

Gleichzeitig zeigten sozialwissenschaftliche Statistiken bis weit in die 2000er Jahre hinein eine höhere Scheidungsbereitschaft in den neuen Bundesländern. Was kulturkritisch als (negative) Folge für die Unterminierung von Familienwerten durch 40 Jahre Staatssozialismus interpretiert werden konnte, zeigte gleichzeitig aber auch den durchaus selbstbewussten Umgang der ehemaligen DDR-BürgerInnen mit ihren eigenen Lebensentwürfen, die eben auch Wandel in den Familienstrukturen als zunehmend selbstverständliches Recht beinhalteten.

Schröter legt so eine spannende Arbeit zu einer spannenden Zeit vor, deren Analyse vollkommen überzeugt, deren Gegenstand und Methode (trotz kleiner Einschränkungen) klug gewählt sind und die so einen Beitrag zu unterschiedlichen Themenfeldern (Geschlechtergeschichte, Rechtsgeschichte, Sozialgeschichte) der späten DDR sowie der frühen wiedervereinigten Bundesrepublik liefern kann. Ein rigideres Lektorat hätte allerdings sicher die Lesefreude noch steigern können; Paraphrasen ausgiebig zitierter Quellenausschnitte tragen zum Verständnis nichts bei, hier wären Kürzungen wünschenswert gewesen.

JONATHAN VOGES (HANNOVER)

## Foreign Models in the Commemoration of Atrocities

*Misha Gabowitsch (Hg.), Replicating Atonement. Foreign Models in the Commemoration of Atrocities, Cham (Palgrave Macmillan) 2017, 353 S., 125 €*

Die Tendenz von Regierungen und politischen Gruppen, sich für vergangene Verbrechen öffentlich zu entschuldigen, hat in den letzten Jahrzehnten stark zugenommen und ist bereits vielerorts Gegenstand wissenschaftlicher Forschung geworden. Was aber bis jetzt fehlte, war eine umfassende



Auseinandersetzung mit der Frage, inwieweit solche Gesten und Praktiken aus einem gesellschaftspolitischen Kontext auch die Entwicklung von Erinnerungskulturen in anderen Räumen beeinflussen. Einen wichtigen Anstoß zu diesem Thema liefert nun der vorliegende Sammelband. Nach der Einleitung des Herausgebers umfasst das Buch zehn Länder-Studien (zwei zur Türkei, zwei zum postjugoslawischen Raum sowie jeweils einen Text zu Argentinien, Ruanda, Kanada, Sowjetunion/Russland, Japan und Libanon) und zwei persönliche Erfahrungstexte, die vor allem gesellschaftspolitische Erinnerungsdiskussionen aus den 1990er Jahren bis heute behandeln, teilweise auch aus den Jahrzehnten vor 1989.

Alle Texte verbindet eine zentrale Fragestellung: Welche Rolle spielen Modelle der Vergangenheitsarbeit aus anderen Ländern und Kontexten für die Diskussionen über Verbrechen in der eigenen Geschichte? Es geht dabei um Modelle, die nicht einer Verherrlichung der eigenen Vergangenheit oder dem Schweigen über Verbrechen das Wort reden, sondern einem kritischen, selbstkritischen Zugang zu Verbrechen. Der Begriff *atonement* im Titel, wörtlich übersetzt »Sühne« oder »Buße«, dient dabei als Sammelbegriff für Politiken der Erinnerung, die eben nicht für eine Leugnung von Verbrechen stehen, sondern dabei Verschiedenes umfassen können, beispielsweise öffentliche Entschuldigungen, Wiedergutmachungsmaßnahmen, juristische Verfahren und/oder Versöhnungsgesten.

Die Frage, wie Erfahrungen von *atonement* aus einem gesellschaftspolitischen Kontext in einem anderen diskutiert und aufgegriffen werden, ist deswegen so relevant, weil sich auch Erinnerungspolitik in einer zunehmend vernetzten, globalisierten Welt entwickelt. Was das vorliegende Buch dabei vor allem lesenswert macht, ist, dass es sich mit diesem Thema der Übertragbarkeit von Modellen in seiner ganzen Komplexität auseinandersetzt, dabei mehrere wichtige Fragen aufwirft und gleichzeitig zeigt, wie

unterschiedlich diese beantwortet werden können. Dabei handelt es sich unter anderem um folgende Fragen:

Welche *atonement*-Modelle befinden sich im Umlauf und werden als attraktiv empfunden? Viele Texte beschäftigen sich mit dem Modell der deutschen Vergangenheitsaufarbeitung. Aber das Buch thematisiert immer wieder auch die globale Holocaust-Erinnerung sowie den globalen *Transitional-Justice*-Diskurs mit seinem Fokus auf Wahrheits- und Versöhnungskommissionen – also zwei Diskurse, die sich in den letzten 20 Jahren stark entwickelt haben und eng mit einem universellen Menschenrechtsdiskurs verbunden sind. Dabei zeigt das Buch auch, dass es manchmal eine parallele Präsenz, gar Konkurrenz von Modellen gibt. Dies wird beispielsweise im Text von Jacqueline Niesser über eine erinnerungspolitische Koalition von Nichtregierungsorganisationen im postjugoslawischen Raum deutlich, die sich zwar rhetorisch sehr stark auf die deutsche Vergangenheitsaufarbeitung bezieht, sich aber in der konkreten Praxis eher bei Instrumenten der globalen *Transitional-Justice*-Schule bedient.

Wer sind die TrägerInnen dieser Diskussionen, ob und wie ausländische Modelle übertragen werden sollen? Neben RezipientInnen, EmpfängerInnen (Intellektuelle, Nichtregierungsorganisationen, Regierungen) und Exporteuren (staatliche wie nicht-staatliche Akteure, zum Beispiel die Bundesregierung oder die International Holocaust Remembrance Alliance) solcher Modelle spielen auch transnationale Akteure eine wichtige Rolle, die Export und Import miteinander verbinden: In dem Beitrag von Ayhan Kaya über Diskussionen zum deutschen Erinnerungsmodell in der Türkei wird die Mittler-Rolle deutsch-türkischer Intellektueller und auch von Büros deutscher politischer Stiftungen in der Türkei unterstrichen. Mitunter ist die Rolle von Drittländern unverkennbar: In ihrer Fallstudie über Japan zeigt Franziska Seraphim, dass es nicht so sehr Organisationen und Personen aus

Deutschland sind, die die deutsche Vergangenheitsarbeit Japan gegenüber als Vorbild preisen, sondern solche aus den USA, China und auch Korea. Der Sammelband verdeutlicht auch, dass die Interaktion zwischen lokalen und internationalen Protagonisten sehr unterschiedlich verlaufen kann – mal konfliktuell, mal konvergent – und dass die Rolle der verschiedenen Protagonisten nicht immer gleich bedeutend ist: Im Fall der Truth and Reconciliation Commission zu kanadischen UreinwohnerInnen zeigt David B. MacDonald, dass es weniger internationale Organisationen waren, die sich aktiv mit Ratschlägen zu Wort meldeten, sondern vielmehr Gruppen und Institutionen innerhalb Kanadas, die einen Bezug zum globalen Holocaust-Diskurs herstellten und dessen Terminologie übernahmen.

Wie stark beeinflusst die Diskussion über internationale Modelle lokale Erinnerungskulturen? Viele der AutorInnen zeigen sich hier skeptisch, in mehrfacher Hinsicht. Manchmal werden die ausländischen Modelle kaum aufgegriffen, wie Mischa Gabowitsch im Hinblick auf Russland zeigt. Manchmal werden sie zwar aufgegriffen, aber ihr Einfluss auf die lokale Erinnerungskultur bleibt sehr beschränkt, wie Sune Haugbolle in seinem Beitrag über den Libanon verdeutlicht. Und manchmal beeinflussen Modelle die lokale Erinnerungskultur, aber in einem sehr problematischen Sinne. So zeigen Malgorzata Wosinska (über Ruanda) und Ralph Buchenhorst (über Argentinien), wie stark in beiden Fällen ein globaler Holocaust-Erinnerungs-Diskurs im öffentlichen Raum präsent ist und die Erinnerung an die Verbrechen vor Ort beeinflusst. Dies führe zugleich dazu, dass Spezifika der eigenen Verbrechen verwässert oder ignoriert werden und lokal gewachsene Erinnerungspraktiken nicht zur Geltung kommen.

Insgesamt erscheint in vielen Beiträgen der Einfluss internationaler Modelle als sehr ambivalent. Einerseits werden damit oftmals lokale, regierungskritische Erinnerungsakteure gestärkt. Andererseits fühlen sich genau

dadurch nationalistische Akteure beflügelt, die jeglichen Bezug auf andere Erinnerungskulturen als ausländische Einmischung zu diskreditieren versuchen. Das Buch zeigt dabei auch die große Bandbreite möglicher Rezeptionsformen internationaler Modelle. Das geht von der kritiklosen Idealisierung bis zur prinzipiellen Ablehnung, von der kreativen Aneignung bis zur Instrumentalisierung für innen- und außenpolitische Zwecke. Für letzteres ist die Fallstudie zu Kroatien und Serbien bezeichnend. Lea David zeigt darin, wie die nationalen Eliten in beiden Ländern den globalen Holocaust-Diskurs übernommen haben und mit Veranstaltungen zum Holocaust-Gedenken der internationalen Gemeinschaft zeigen wollen, dass sie sich ihren geschichtspolitischen Erwartungen anpassen. Gleichzeitig aber gebe es unter diesem Deckmantel auch Bestrebungen, lokale faschistische Bewegungen aus dem zweiten Weltkrieg zu rehabilitieren.

Daraus ergibt sich die Frage, wie hilfreich denn ausländische Modelle sind, wenn es darum geht, eine eigene selbstkritische Erinnerungskultur zu entwickeln? Das Buch zeigt auf, dass diese Modell-Diskussionen manchmal unproduktiv, mitunter auch kontraproduktiv sein können, allerdings auch hilfreich. Das hängt sehr davon ab, wie diese Diskussion geführt wird. In seiner Einleitung unterscheidet Mischa Gabowitsch verschiedene idealtypische Gebrauchsweisen und kommt auf der Basis aller Fallstudien zu folgendem Schluss: Die Diskussion um ausländische Modelle könne nur hilfreich sein, wenn es sich um einen kreativen Aneignungsprozess handelt, der lokale Besonderheiten berücksichtigt – und damit tritt das Buch auch einer Politik des *One model fits it all* entschieden entgegen.

Insgesamt handelt es sich bei diesem Buch um eine spannende und stimulierende Lektüre – ein Sammelband mit einer klaren übergreifenden Fragestellung, die von unterschiedlichen Perspektiven beleuchtet wird. Dies geschieht anhand verschiedener Fallstudien, die in der Einleitung sehr gut

miteinander in Bezug gesetzt und in die größere Fragestellung eingebettet werden. Zum Abschluss noch zwei kritische Anmerkungen, die den Gesamtwert des Buchs nicht in Frage stellen, sondern als Anregung für die weitere Diskussion zu verstehen sind.

Erster Kritikpunkt: Das Buch heißt zwar nicht »Exporting«, sondern »Replicating atonement« – der Fokus liegt mithin auf den Ländern, in denen die Modelle rezipiert werden, und nicht auf den Personengruppen, die ein Modell exportieren. Aber fast in jedem Artikel wird deutlich, dass diese Diskussionen im Zusammenspiel zwischen diesen verschiedenen Protagonisten erfolgen. Die Repräsentanten oder Exporteure der ausländischen Modelle werden immer wieder genannt, zum Beispiel politische Stiftungen, das Goethe Institut oder die Europäische Union. Problematisch ist dabei, dass diese im Endeffekt sehr schemenhaft, blass und manchmal sogar etwas karikaturhaft bleiben. Sie werden entweder als blauäugig-naiv (völlig unkritisch gegenüber dem von ihnen vertretenen Modell) oder als arrogant dargestellt, als würde es ihnen vor allem darum gehen, ihre moralische Überlegenheit unter Beweis stellen zu wollen. Hier wäre meines Erachtens aber eine stärkere Differenzierung notwendig. Freilich gibt es die arroganten BesserwiserInnen, aber eben nicht nur sie – aus eigener Erfahrung kenne ich VertreterInnen deutscher oder internationaler Organisationen, die zum Beispiel die deutsche Erinnerungskultur nicht vorbehaltlos loben, sondern versuchen, auch das Problematische im eigenen »Modell« in den Vordergrund zu stellen.

Das zeigen übrigens auch die beiden Reflexionstexte am Ende des Sammelbands, die auch deswegen eine sinnvolle Ergänzung zu den vorherigen Fallstudien darstellen. In ihrem Beitrag beschreibt die Politikwissenschaftlerin Anja Mihr ihren Lebensweg von den 1970er Jahren bis heute, als Deutsche in einem internationalen Kontext, und wie sich dabei ihre Position geändert hat. Sie fasst dies unter dem Titel »From Guilty Ge-

neration to Expert Generation?« zusammen. Früher sei ihre Identität als Deutsche mit Verbrechen in Verbindung gebracht worden, und heute mit der erfolgreichen Aufarbeitung von Verbrechen. Sie werde damit heute immer wieder als Repräsentantin dieses deutschen Modells wahrgenommen, auch wenn sie das gar nicht wolle. In ihrem Text wird auch ihr Unbehagen mit dieser Rolle deutlich, ihre Fragen und Zweifel, auch ihre Bescheidenheit, wenn sie auf dieses Thema angesprochen wird. Und Susan Neiman, als Amerikanerin in Deutschland lebend, schreibt in ihrem persönlichen Erfahrungstext, wie gerade das Problematische in der deutschen Erinnerungskultur für Andere interessant sein kann. Sie zitiert zum Beispiel den Leiter des Hauses der Wannsee-Konferenz, der über seine Erfahrung mit internationalen Besuchergruppen explizit betont: »It is precisely Germany's difficulties in working off the past that are helpful for others.«

Ein zweiter Kritikpunkt: Das Buch sammelt Fallstudien aus mehreren Kontinenten und will somit auch einem gewissen Eurozentrismus entgegenreten. Gleichzeitig reflektiert es aber auch einen gewissen Eurozentrismus – denn die »foreign models«, um die es hier geht, sind eigentlich nur europäische beziehungsweise westliche Erinnerungsmodelle. Dazu gehören nicht nur die deutsche Vergangenheitsaufarbeitung, sondern auch die Holocaust-Erinnerung und die globalen *Transitional-Justice*-Theorien, die beide sehr stark durch europäische und US-amerikanische Organisationen geprägt wurden und werden (auch wenn sie viele Personen und Gruppen aus anderen Kontinenten umfassen und sich auf deren Erfahrungen beziehen). Zwar tauchen außereuropäische Praktiken – wie die Truth and Reconciliation Commissions im afrikanischen, südamerikanischen und asiatischen Raum – in verschiedenen Fallstudien des Buches auf, werden dann als solche aber nicht vertiefend behandelt. Es wäre sicherlich sinnvoll gewesen, verstärkt etwa auf die südafrikanischen Truth and Reconciliation

Commissions einzugehen und zu untersuchen, wie sehr dieses Modell Diskussionen in anderen Ländern beeinflusst hat. Und dies könnte mit einer weitergehenden Frage verbunden werden: Was können wir, in Europa oder der westlichen Welt, von Erfahrungen lernen, die andere gemacht haben – und inwieweit sind wir bereit, solche Erfahrungen aufzugreifen, um uns und unsere Erinnerungskulturen kritisch zu hinterfragen?

NICOLAS MOLL (SARAJEVO)

**I44**